

24

Die Autorinnen und Autoren reflektieren über sich selbst, ihre Arbeit, ihr Leben. Sie lehnen sich aus dem Fenster, berühren ihre eigenen Grenzen und treten aus dem sicheren Gehäuse der Selbstgewissheit heraus. In dem sie sich mitteilen, lassen sie ihre Verbindungen zur Welt erkennbar werden oder sie vernetzen sich im Zuge dessen auf neue Weise mit ihr. Die hier versammelten Ich-Erzählungen (beziehungsweise, was auch vorkommt, Ich-Fiktionen und Betrachtungen über das Ich) stammen von Künstlern, Programmierern, Philosophen, Musikern, Regisseuren, Medienmachern, Schriftstellern, Wissenschaftlern, Architekten und Gastronomen, die das Online-Magazin Berliner Gazette in den vergangenen zehn Jahren elektronisch interviewt hat – in Zeiten des ausufernden Neoliberalismus, der stetig steigenden Datenmeere sowie einer beschleunigten Verflüssigung von Fixpunkten aber auch der wachsenden Sehnsucht nach Gemeinsamem. Vernetzt sein – das spürt man hier – ist keine Science Fiction, kein moralischer Imperativ, sondern Alltag.

Krystian Woznicki, 1972 in Kłodzko, Polen, geboren, arbeitete 1995 bis 1998 als Korrespondent der Spex und Kolumnist der Japan Times in Tokio; seitdem als Kulturkritiker und Kurator in Berlin. Zuletzt erschien von ihm »Abschalten. Paradiesproduktion, Massentourismus, Globalisierung« (2008) und »Wer hat Angst vor Gemeinschaft? Ein Dialog mit Jean-Luc Nancy« (2009). Er war von 1999 bis 2009 Chefredakteur der Berliner Gazette (berlinergazette.de).

Krystian Woznicki (Hg.)

VERNETZT

VERBRECHER VERLAG

Erste Auflage
Verbrecher Verlag Berlin 2009
www.verbrecherei.de

© Verbrecher Verlag 2009
Einband: Sarah Lamparter
Satz: Christian Walter
Lektorat: Lena Posingies, Magdalena Taube

ISBN: 978-3-940426-37-6

Printed in Germany

- 9 Einleitung
- I** »Ich bin drin!«
- 15 Gläsern sein.
Ich weiß weder, wo sich mein Körper, noch, wo sich die Realität
befindet
Krystian Woznicki
- 16 17 Stunden Webdesign.
Einige Dinge kann man messen, um sie zu werten, andere muss
man erfahren
Penelope Grabowski
- 19 www.berlin.diy.
Damit aus passiven Nutzern aktive Produzenten werden
Andreas Broeckmann
- 21 Guide my Fire.
Wie wir uns selbst sehen
Krystian Woznicki
- 23 Bad Religion.
Warum ich manchmal die Engel singen höre
Ulrike Rogler
- 26 Live bei Giga TV.
Welcome to the real world
Ada01 alias Anne Schreiber
- 29 Der letzte Rave.
Die Börse als Ersatz-Demokratie
Florian Kosak
- 32 Die Reise ins Ich.
Unsichtbare Wirtschaftskriege werden im Körper ausgetragen
Olaf Arndt
- 36 Identities in the Stream.
Wie ich zum Kenny wurde
Andreas Busche
- 39 Ego-Shooter.
Nenn mich Hitler, Amerika oder einfach nur Gott
Krystian Woznicki
- 41 Im Banne des Clans.
Vernetzter Teamgeist und das Computerspiel »Counterstrike«
Florian Stötzer alias Shikan Bushi

- 44 Ich bin ein Medium.
Aus dem Leben eines interaktiven Mini-Feuilletons
Anne Schreiber

II »Wohnst Du noch – oder lebst Du schon?«

- 47 Meine Fernbeziehung.
Warum ich eine Krankenschwester werden möchte
Magdalena Taube
- 50 Cut it out.
Wie hätten Sie es gerne?
Volker Ludwig
- 52 Was gibt es zu sagen?
Eine Frage, der immer eine Antwort zuvorkommt
Magdalena Taube
- 54 Ich brauch nen Deutschkurs.
Sprache und Integration im Land von Johann Wolfgang von Kohl
Imran Ayata
- 56 Im Dschungel.
Alle wollen mein Geld
Lena Domröse

III »Go, spin the globe!«

- 59 Die Nacht von Berlin.
Es sollte alles zugebombt werden, kein Millimeter frei bleiben
Christopher Kaatz
- 62 Rhymen ohne Bücher.
Rapjugend zwischen Martinique, Frankreich und Deutschland
Paul Thérésin
- 66 Auch Du hast Feuer.
Kulturbrückenbau der anderen Art
Aletta Rochau
- 69 Mahlzeit in Übersee.
Wie ich Kulturaustausch zwischen Kambodscha und
Deutschland praktiziere
Hok Dany
- 72 Der lange Weg nach Mitte.
Als ich eines Tages aufwachte, waren minderjährige Ego-
Shooter an der Macht
Samy

- 77 Verschenkte Zeit.
Die Arbeitswelt aus einem negativen Blickwinkel
Christopher Kaatz
- 81 Boom in Bagdad.
Der Sommer geht, Bagdad sucht den Superstar
Klaas Glenewinkel
- 84 Bella Italia?
Ornela Muti zum Selbermachen
Suzana Sucic
- 89 Produktivkraft des Fehlers.
Deutsch zwischen Kapstadt-Kölsch und »Türkisch für
Anfänger«
Oliver Schmitz
- 92 Das viagraische Vorspiel.
Drei Monate, drei Tage die Woche, drei Stunden pro Tag
Rainer Ganahl
- 97 Japanische Netzwerkschule.
Internetradio, Google als Wörterbuch und ein »Ich lerne
Deutsch«-Blog
Tomoyuki Sugimoto
- 102 Chinesisch, Japanisch – alles das Gleiche.
»Combat!« in spanischer Synchronisation, Bier brauen in
Mexiko und ein Tourist namens Volker
Renato Ornelas
- 106 Zeit für eine Welt.
Postkarte aus Mexiko Stadt
Fran Ilich

IV »Woran denken Sie, wenn Sie telefonieren?«

- 111 Irgendwann macht's »ping«.
Der Puls des Künstlers schlägt unentspannt
Olaf Arndt
- 115 Im Cockpit der Wahrnehmung.
Über das Glück persönlicher Welträume
Franz Xaver Baier
- 119 Zum Stillstand kommen.
Zwei Seiten für ein ganzes Leben
Kolja Mensing

- 122 Musik ist weder Zeit noch Geld.
Wie die Mayas dem Zeitdruck beikamen
Dirk Dresselhaus alias Schneider TM
- 126 Vernetzte Gegenwart.
Schreiben, einfach weiter schreiben
Yoko Tawada
- 129 Alles überstürzen.
Philosophie ist Selbstbeschleunigung
Marcus Steinweg
- 132 Lackmустest für Subjektreserven.
Zur Sabotage von Aktionsautomatismen
Joseph Vogl
- 137 Literaturmasochismus.
Fluchtlinien aus dem Generationen-Gefängnis
Kolja Mensing
- 141 Gemeinsam durchmachen.
Im Großraumwagen eines ICEs
Helgard Haug
- 144 Kakao im Kopf.
Wenn das Gemeinsame überfließt
Catrin Kersten
- 148 Uncoole Leidenschaften.
Ein Maximum an Beweglichkeit
David Grubbs
- 152 Von Marx bis YouTube.
Gemeinsamkeit ist nicht immer die richtige Antwort
Stefan Heidenreich
- 154 Höhlen für alle.
Berlin muss über die Zukunft der freien Szene nachdenken
Jan Rohlf
- 161 Das liegende Auge.
Oberfläche, Öffnung und Bewegung des Wassers
Jean-Luc Nancy
- 166 Die Segel setzen.
Warum ich der Störtebecker des Internets bin
Joerg Offer
- 177 *Zu den Autoren und Autorinnen*

Einleitung

Erinnern Sie sich noch an den Moment, an dem Sie Ihren ersten PC kauften? Daran, wie Sie Ihre erste Email-Adresse einrichteten und den ersten Absturz Ihres Betriebssystems hinnehmen mussten? Oder daran, wie Sie von der Technikeuphorie und dem Internet-Hype eingenommen wurden und das erste Mal über den Alltag des Vernetztseins nachgedacht haben?

Ich selbst erlebte all dies im Tokio der 1990er, wo Technikkonzerne avantgardistische Museen und intellektuelle Zeitschriften gründeten, wo ganze Stadtteile für den Verkauf neuester Elektronikware abgestellt waren und wo Science Fiction-Filme über den komplett verkabelten Menschen kaum Strahlkraft entfalten konnten, weil der digitalisierte Alltag schon futuristisch genug war. Wo ich mit Netzaktivisten und Medienkünstlern zusammenzuarbeiten begann und am eigenen Leib erfuhr, was es bedeutet, emailsüchtig zu werden, aber auch, wie schön es ist, Menschen vom anderen Ende der Welt im Netz kennenzulernen.

Danach – in Deutschland feierte man gerade den Regierungswechsel zu Rot-Grün – zog ich nach Berlin und begann damit, gemeinsam mit Freunden die Berliner Gazette

1 Die Email blieb drei Jahre lang das primäre Werkzeug, bis die Berliner Gazette im Jahre 2002 einen Relaunch der Webseite vornahm und – in Ergänzung zu den wöchentlichen Hauptbeiträgen – ein kürzeres Format entwickelte, das im redaktionell betreuten Blog ein tägliches Fenster bekam.

aufzubauen. Einmal pro Woche schrieb ich eine Kolumne, die ich, um drei kommentierte Veranstaltungshinweise und einem Postskriptum zu Themen aus der Netzwelt ergänzt, per Email an Abonnenten verschickte.¹ Das Ganze verstand sich als Initiative, die den Kulturbetrieb mit den publizistischen Mitteln des Internets aufmischen wollte.

Das Projekt hatte allerdings auch eine persönliche Dimension: Mit diesem Vorhaben erschloss sich mir mein neues Umfeld, auch über die Grenzen der Stadt hinaus. Ich begegnete einer Vielzahl von Leserinnen- und Leser-Ichs, ganz direkt, persönlich und unmittelbar. Menschen schrieben mir zurück, übten Kritik, sprachen Lob aus, gaben Anregungen, machten Vorschläge. Der Literaturwissenschaftler Stephan Porombka bemerkte diesbezüglich: »Im Medium der E-Mail scheint noch ein Stück Intimität zwischen Autor und Leser bewahrt zu sein, das in der öffentlichen Zeitung verloren geht.«² Dies war der Nährboden, auf dem sich in der Berliner Gazette ein persönliches Schreibformat entfalten und auf dem das »Ich«-Sagen zu einer privilegierten Ausdrucksform werden konnte – einerseits in Abgrenzung zum klassischen Feuilleton, in dem allzu oft »Wir« gesagt wird, andererseits in Abgrenzung zu den Stereotypen, auf die das »Ich«-Sagen reduziert wird: Wer »ich« sagt, muss befürchten, unwissenschaftlich zu wirken, dem Ego-Kult aufzusitzen oder Befindlichkeitsprosa zu fabrizieren.

2 Stephan Porombka: »Einer flaniert für alle. Krystian Woznicki sendet kleine Feuilletons per E-Mail.« In: Zitty, Nr. 8/2000.

Porombka schrieb seine Zeilen – das erste Jahr der Berliner Gazette resümierend – in einer Phase des Übergangs. In den ersten Monaten hatte ich alle Beiträge selbst verfasst, nun kamen auch andere »Ichs« zu Wort, aus den Reihen der entstehenden Redaktion sowie den Lesern und Leserinnen der Berliner Gazette. Bald verlegte sich die Redaktion darauf, Rahmenbedingungen für die Beiträge zu schaffen und Befragungen durchzuführen, und zwar mit Künstlern, Programmierern, Philosophen, Musikern, Designern, Firmengründern, Regisseuren, Medienmachern, Schriftstellern, Forschern sowie Architekten, Kuratoren und Gastronomen zu jeweils wechselnden Schwerpunkten: Do-It-Yourself, Arbeit, Identität, Europa, Sprache, Zeit, Gemeinschaft, Wasser – um nur die wichtigsten zu nennen. Die Befragungen wurden per Email durchgeführt.³ Am Ende blieben nur die Antworten stehen, so ergab sich das Protokoll. Dabei stand (und steht) es dem Interviewpartner frei, die Fragen der Redaktion als Ausgangspunkt für eine Antwort zu nutzen oder die Fragen der Reihe nach zu beantworten und bei dieser Variante die Fragen in die Antworten aufzunehmen, wie auch bei

3 Ausnahmen erzählen von der Regel, es heißt, sie bestätigen sie sogar. Das trifft zumindest auf die Entstehungsweise der hier versammelten Texte zu. Nicht alle Befragungen wurden von der Redaktion (die bisweilen um Gastredakteure ergänzt wurde) per Email durchgeführt. Florian Kosak etwa chattete mit Florian Stötzer im Internet, Claudia Seise sprach mit Hok Dany und Samy an ihrem Arbeitsplatz und Magdalena Taube traf Paul Thérésin im Volkspark Friedrichshain zum Interview. Und nicht alle Texte erschienen tatsächlich in der Berliner Gazette. Genau genommen einer nicht: Magdalena Taubes Beitrag »Was gibt es zu sagen?«, den sie als 19jährige schrieb und in der Schublade verschwinden ließ.

Fernsehinterviews üblich. Mehr als 500 Texte entstanden auf diese Weise. Es ist klar, dass man die Positionen und Fragen, die in all diesen Beiträgen aufgeworfen worden sind, nicht angemessen zusammenfassen kann. Es ist klar, dass man bei einer Zwischenbilanz auf einen bestimmten Aspekt fokussieren muss. Allerdings ist diese Beschränkung auch eine einmalige Chance – eine Chance, welche ein Buch wie dieses bietet. Nach zehn Jahren Dauerproduktion kann nun ein besonderes Motiv herausgestellt werden: das vernetzte Ich.

Für die hier versammelten Protokolle könnte fast gelten, was Michel Houellebecq in zwei Verszeilen verdichtet: »Ich kenne die Modalitäten des Lebens, weiß, es ist vernetzt / Wie ein Fragebogen mit angekreuzten Feldern.«⁴ Nur, dass unseren Befragungen nicht Fragebögen zu Grunde lagen, sondern Interviewfragen, und dass die Befragten nicht mit Kreuzen antworteten, sondern mit Sätzen, in denen sie die Modalitäten ihres Lebens reflektierten. Die Modalitäten eines Lebens, in welchem das Vernetztsein absolut normal geworden war. So normal, dass man es kaum noch bemerkte – gerade im Vergleich zu den 1990er Jahren, in denen das Internet noch als Spektakel wahrgenommen wurden.

Zur Jahrhundertwende hatte es allerdings den Anschein, als sei alles wie selbstverständlich miteinander vernetzt (die Boris Becker-Kampagne »Ich bin drin!« ließ keine Zweifel daran) und als müsse man fortan nur noch darauf achten,

4 Michel Houellebecq, »Plattform«, DuMont Verlag, Köln 2002. S. 125.

sich möglichst stilvoll einzuspinnen. Mit den Sprüchen des Ex-Tennisprofis und den Sinn-Botschaften von Möbelkonzernen (»Wohnst Du noch – oder lebst Du schon?«) bekam das vernetzte Zuhause einen neuen Stellenwert. Die Privatsphäre bot Schutz. Das große Versprechen: Netzwärme. Schon bald wurde sie jedoch nicht nur drinnen in Aussicht gestellt, sondern auch draußen in der immer engmaschiger verkabelten Welt. Lockrufe der Werber wie etwa »Go, spin the globe!« lieferten die Begleitmusik.

In einer jüngeren Werbekampagne rückte einer der größten Mobilfunknetzbetreiber in Deutschland Telefonkritzeleien ins Blickfeld, so genannte »Doodles«, die entstehen, »wenn Menschen am Telefon sind, im Gespräch versinken, entspannt sind und an alles denken, nur nicht an Fremdnetzkosten oder Gesprächsminuten«⁵. Die Kampagne sollte die Unbeschwertheit und Selbstverständlichkeit des Vernetztseins unterstreichen. Gleichzeitig drängte sie mit ihrer Werbebotschaft »Damit Sie beim Telefonieren nicht ans Telefonieren denken« die Frage auf: Habe ich inzwischen vergessen über das Vernetztsein nachzudenken oder ist das Ungedachte ohnehin schon immer präsent, etwa in den besagten Doodles?

Insofern könnten auch die hier versammelten Beiträge als schriftliche Doodles des vernetzten Daseins gelten: Texte, die entstehen, wenn Menschen online sind und dabei die politischen, ökonomischen, psychischen und sozialen Bedeutungen dieser Prozesse weitgehend vergessen. Doch

5 »O2 startet Kampagne zum neuen Tarif«. In: Kontakter.de, 24.04.2009.

vielleicht reflektieren die Beiträge gerade daher die existenziellen Grundbedingungen der gegenwärtigen Globalisierungsphase. Die Leserinnen und Leser dieses Buchs müssen selbst entscheiden, was hier der Fall ist.

Krystian Woznicki, Berlin, April 2009

Gläsern sein.

Ich weiß weder, wo sich mein Körper, noch, wo sich die Realität befindet

Krystian Woznicki

Verlust, Verschwinden, in Auslösung begriffen: Körper. Die Tastaturgemeinschaft hatte ihn längst mit einem Verfallsdatum abgestempelt. Reisen könne kaum noch eine Sache der physischen Fortbewegung sein; schwellender Körperexhibitionismus in der Medienkultur und dann: Na klar, die Sache mit dem, was man zu sich nimmt, die Biobewegung – alles Bilder, die wir zur Genüge kennen.

Einstellungswechsel: Multinationale Automobilkonzerne, der Rennsport, der Medienpark, die Formel 1. Mit ihrem Anspruch an absolute Stars fließen technologische Forschung am Vehikel und die Inszenierung einer Corporate-Sportikone im Körper eines Piloten wie Michael Schumacher zusammen. Im Fegefeuer der Koordinaten fackelt er und brennt. Aber wer wollte schon im menschlichen Körper um die Ecke punktieren?

»Ich hoffe, eine Lösung auf die Frage zu finden, woher das Nandrolon in meinem Körper stammt. Ich habe im letzten Halbjahr keine Spritze und keine Medikamente bekommen. Ich lege alle Daten offen, ich will gläsern sein«,

sagt Vorzeigeleichtathlet Dieter Baumann. Gläsern, durchsichtig, zerbrechlich, in seine Daten zerlegbar, aber – und die Frage bleibt: Ist der Körper im Doping-Fall Baumann auch sauber?

»Das Glashaus bricht in Stücke« textet die taz. Wobei freilich offen blieb, ob der gläserne Leichtathlet oder vielmehr seine verglaste Vision im Anti-Dopingkampf gemeint ist. Der Olympiasieger von 1992 kämpft vehement für eine stabile Position des Staats im Sport und gegen den Einzug der Biochemie-Industrie. Der Körper im Deregulationsgefälle.

24.11.99

17 Stunden Webdesign.

Einige Dinge kann man messen, um sie zu werten, andere muss man erfahren

Penelope Grabowski

10.30 Uhr: Das Telefon klingelt, ein Freund: »Hey, kannst Du mir nicht helfen, Fotos von meiner Bassgitarre bei Ebay ins Netz zu stellen?« Ulf (mein Chef) kommt vom Kiosk zurück und erzählt, er habe gerade die Queen beim Kippenkaufen getroffen. Es ist ein Trugschluss, zu denken, am Hackeschen Markt treffe man Multimediaschaffende auf der Straße. Die sind offensichtlich im Internet oder eben auf der Schönhauser Allee ...

12.00 Uhr: Uta ruft an. Sie hat Probleme mit ihrem Rechner. Nachdem sie vergeblich versucht, Ulf zu überreden,

ihren Rechner zu verarzten, entschließt sie sich dazu, vorbeizukommen und ihre Diplomarbeit an einem unserer Rechner auf eine CD-Rom zu brennen. Das bringt immerhin 20 Mark für die Kaffeekasse. Währenddessen bekommen wir Besuch von Frank Benz, der außer ein paar Schlägen keine Aufmerksamkeit von Ulf bekommt. Es klingelt wieder an der Tür. Meike kommt vorbei um Loveletters via Email von ihrem Verlobten aus New York zu checken. Man merkt, dass es um die Mittagszeit ist: Der Besuch mehrt sich merklich und die Freunde setzen sich an unseren Konferenztisch. Außer der Bitte, einen Kaffee zu machen, mische ich mich nicht in das bunte Treiben ein – bin gerade vertieft in eine HTML-Tabelle und versuche, diese auszutricksen.

13.30 Uhr: Ein Anruf, es ist wieder S.H.: »Du hattest Recht mit Deinen Bedenken wegen der Hintergrundfarbe, die vorherige war doch schöner. Die Seite sollte doch lieber schokobraun sein. Dann hätte ich gerne noch ein paar mehr Links.« Am Ende kommt die unausweichliche Frage, ob man nicht doch aus der Seite eine »Dreifaltigkeit« machen könne ... Hitze steigt in mir hoch, bald beginnen meine Ohren zu rauschen, und mein Gesicht nimmt wohl einen schmerzlichen Ausdruck an. Denn ich bemerke: Ulf guckt mich sorgenvoll an. Ich winke aber ab, atme tief durch, reiße mich zusammen und schnurre honigsüß ins Telefon: Kein Problem! Kann ich machen, kostet aber extra und wird vor heute Abend nicht fertig.

14.00 Uhr: Anfrage eines Kunden, ob wir eine Konferenz live ins Internet streamen können. Obwohl wir das in unserem Programm offiziell nicht anbieten, erweitern

wir unser Portfolio um eine weitere Dienstleistung, was das Definieren unseres Firmenprofils wieder etwas schwieriger macht.

14.30 Uhr: Auftrag für Ulf kommt rein. Das Hotel braucht einen Administrator. Unser Rechtsanwalt kommt vorbei. Er ist mit seinem Office in die Nachbarschaft gezogen und möchte jetzt auch ins Internet. Ulf kommt unerwartet schnell zurück und erzählt, das Problem im Hotel sei ein Stecker gewesen, der nicht in der Steckdose steckte ... Eine alte Klassenkameradin ruft mich an, sie strippt und chattet jetzt im Internet »für'n Zwanni schwarz die Stunde«. Wieder das Hotel. Dieses Mal ist es anscheinend wirklich ein ernsthaftes Problem. Ulf setzt seinen Feuerwehrhelm auf und fährt mit Blaulicht ein weiteres Mal nach Charlottenburg.

16.00 Uhr: Die Audiofiles sitzen! Zwing mich zu einer Pause und entschieße mich, mein Panini nicht in der virtuellen Kantine zu bestellen, und nutze die Gelegenheit, mal an die frische Luft zu kommen. Boulettenbaguekauf beim Bäcker. Ben Becker steht in einem Schlangenlederanzug an der Ecke und überlegt sich offensichtlich gerade auf die fahrende Tram aufzuspringen – Mut steht ihm gut. Er hat eine Trompete in der Hand, was wohl der Grund dafür sein könnte, dass er doch lieber ein Taxi anhalten will. Doch da können wir bei einsnull ihm leider nicht weiterhelfen.

09.08.00

www.berlin.diy.

Damit aus passiven Nutzern aktive Produzenten werden

Andreas Broeckmann

Herbst in Berlin unter neuen Vorzeichen: Ich lebe seit 1987 mit Unterbrechungen (England und Niederlande) in Berlin, zunächst in Neukölln, neuerdings in Treptow, und habe meinen Job beim Rotterdamer Institut für die Instabilen Medien, V₂-Organisation, seit 1995 zum größeren Teil als Teleworker gemacht. Trotzdem kommt's mir vor wie ein Ortswechsel, dass ich seit Anfang September die künstlerische Leitung der transmediale – internationales medienkunst festival berlin – übernommen habe und deshalb tagtäglich mit dem Rad die Köpenickerstraße runter ins Büro im Podewil fahre.

Neben persönlichen Gründen ist es vor allem die Aussicht, in Berlin eine Plattform für Medienkultur zu bauen, die als Schnittstelle dient zwischen der starken, aber fragmentierten lokalen Szene und dem wachsenden internationalen Netzwerk, an dem wir seit Jahren im Rahmen der niederländischen Virtual Platform, dem European Cultural Backbone, und informellen Zirkeln wie dem Syndicate oder dem Berliner mikro e.V. stricken. Bei einer mikro.lounge im Januar hatten wir über die Entwicklung einer lokalen Infrastruktur für unabhängige Medienkultur gesprochen, die die vorhandene Kräfte koppelt und sich gegenseitig verstärken lässt. Im Idealfall wäre das Festival einer der Knoten oder Katalysatoren in diesem Netz.

Normalerweise hat man ein knappes Jahr, um so ein Festival vorzubereiten. Uns bleiben in diesem Jahr wegen mei-

ner späten Berufung nur fünf Monate, in denen auch noch ein neues Team aufgebaut werden muss und einige politische Überraschungen verdaut werden. Denn Anfang Oktober sickerte aus dem Senat die Information durch, dass im Haushalt des Kultursenators für 2001 die Gelder für die transmediale – immerhin ein Drittel unseres Gesamtbudgets –, wie auch die von vielen anderen freien Projekten nicht mehr vorkommen. Damit begann ein Tauziehen über die Notfinanzierung, das mir freilich immerhin Gelegenheit zu einigen Antrittsbesuchen verschafft hat.

Heute, 31.10., weiß ich noch nicht, ob wir mit Geldern vom Senat rechnen können; deshalb planen wir momentan ein arg gestrafftes Minimalprogramm, das sich um das Thema DIY (do it yourself!) drehen wird. Mit DIY konzentrieren wir uns auf die Möglichkeiten, die digitale Medien heute in zunehmendem Maße bieten, damit aus passiven Nutzern und Konsumenten aktive Produzenten werden. Dieses Prinzip der digitalen Kulturökonomie wirkt sich in Produktion, Präsentation und Distribution aller Sparten aus, und wir wollen zeigen, wie sich gerade im künstlerischen und kulturellen Bereich oft spannende und innovative Ansätze für eine kompetente Medienpraxis entwickeln. Darum haben wir auch den weltweit ersten Preis für »Künstlerische Software« ausgeschrieben – neben Preisen in den Bereichen Interaktiv und Video.

Ich sehe für eine solche Arbeit nicht nur eine kulturelle Notwendigkeit, also die Einsicht darin, dass sich hier eine Gegenwartskultur herausbildet, für die neue, offensive öffentliche Unterstützungsstrukturen gefunden werden müssen. Es gibt auch eine medienpolitische Notwendigkeit zu

verstehen, dass die so genannte Informationsgesellschaft nur dann zu einem tragfähigen Gesellschaftsmodell wird, wenn sie mehr Identifikation bietet als Gewinne auf den neuen Märkten. Deshalb fände ich es persönlich fatal, wenn der Kultursenator es nicht als landeshoheitliche Aufgabe ansehen würde, medienkünstlerische und medienkulturelle Arbeit aktiv zu fördern. Naja, diese Diskussion wird voraussichtlich länger dauern, als wir mit dem Drucken unseres Festivalprogramms warten können. Die Eröffnung am 4. Februar 2001 findet, wenn's nach mir geht, in festlichem Rahmen statt.

01.11.00

Guide my Fire.

Wie wir uns selbst sehen

Krystian Woznicki

Ich halte gerade zwei DIY-Führer in der Hand. Strange: Selbermachen, aber dann bitte an die Regeln halten? So merkwürdig ist das natürlich nicht. Das DIY steht ja für Einiges. Da wäre der industrielle Apparat: von Ikea bis Heimwerker-Kultur à la Tokyu Hands oder Bauhaus. Und selbst beim Kochen: Wer versucht schon ein neues Gericht ohne Rezept? Eine Frage von Selbstvertrauen? Vielleicht eher eine Frage der Einstellung. Lebens-Einstellung, meine ich. War das DIY-aha-Erlebnis nicht der Moment, in dem jemand gegen die herrschende Ordnung etwas nicht nur selbst, sondern vor allem auch ANDERS machte? Wie